Arme hoch bei den „boys in green“: *Hugo Keenan (verdeckt) hat soeben den vierten Versuch gegen überforderte Schotten gelegt.* Foto AP

Die irische Melodie klingt besser und besser

Nach dem eindrücklichen Sieg gegen Schottland geben Irlands Rugby-Fans ein Volksfest in Paris und träumen vom WM-Titel. Doch im Viertelfinale warten die „All Blacks“.

Von Bertram Job, Bochum

Der Moment, als sie sich sicher waren, lässt sich genau einpreisen. Im Stade de France in Paris lief die 48. Minute des letzten WM-Vorrundenspiels der Gruppe B, als Andy Farrell mit einem Mal alle verbliebenen Reservisten einwechselte. Der englische Coach der irischen Rugby-Auswahl durfte angesichts des unerwartet deutlichen Zwischenstands (31:0) zuversichtlich sein, dass seine Mannschaft die besten 15 von Schottland „im Sack“ hatte. Es hätte nun schon ein veritables Wunder gebraucht, um die fürs Weiterkommen entscheidende Partie noch zu drehen. Dazu kam es am vorgerückten Samstagabend jedoch nicht – auch wenn den Schotten in den ersten Minuten nach den Wechseln noch zwei Versuche plus je zwei Extrapunkte gelangen, sodass das 36:14 am Ende nicht nach dem einseitigen Überfall aussah, mit dem die Iren die Schotten in der ersten Halbzeit überrannt hatten.

Erfahrene Teamleiter nutzen solche Personalien zum einen, um an einem großen, denkwürdigen Tag auch die Bank glücklich zu machen – ein Signal der Wertschätzung, das nach innen geht. Zum anderen gibt es kaum ein besseres Mittel, der übrigen Welt sowie etwaigen Gegnern die Dichte des eigenen Kaders zu demonstrieren: Seht her, wir sind auch noch mit dieser Selektion überlegen. Beide Absichten dürfte „Faz“, wie Farrell gerufen wird, nicht zufällig verfolgen. Der 42 Jahre alte Coach, ein ehemaliger Spieler, hat die gesamte Reise am zehnten Rugby Union World Cup im Auge. In dessen Verlauf möchte er Freund und Feind nur zu gern demonstrieren, dass seine Jungs hier eine Rolle spielen können, die alles bisher Erreichte übertrifft. Darum quittierte er den beeindruckenden Sieg, der Irland an die erste Stelle der Tabelle sowie ins Viertelfinale gegen Neuseeland hievt, mit demonstrativer Erleichterung: „Damit lässt sich jetzt gut leben.“

Mitfavorit, Geheimfavorit, romantischer Außenseiter: Es gibt kaum ein Etikett, das Irlands Nationalmannschaft vor einem WM-Turnier noch nicht angehängt worden ist. Was auch daran liegt, dass sie bei anderen Prestige-Wettbewerben, allen voran den „Six Nations“, dem Frühjahrsturnier der besten sechs europäischen Auswahlmannschaften, häufig überzeugt hat. Ausgerechnet bei der sich nur alle vier Jahre eröffnenden, kostbarsten Gelegenheit jedoch, dem WM-Turnier, kam die Auswahl der Irish Rugby Football Union (IRFU) in sieben Versuchen nie übers Viertelfinale hinaus (zweimal scheiterte sie in der Vorrunde). Das ist die Schwelle, über die der vor vier Jahren berufene Farrell die im Kern sehr routinierte, eng zusammengewachsene Gruppe um den inzwischen 38 Jahre alten Kapitän Johnny Sexton unbedingt navigieren will. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, sind die Chancen dazu so groß wie nie zuvor.

Sexton und Co. hatten im März abermals die „Six Nations“ dominiert; sie sind als Nummer eins der Weltrangliste zur WM in Frankreich gereist und haben dort alle vier Gruppenspiele gewonnen, auch das gegen die ähnlich hoch eingeschätzten „Springboks“ aus Südafrika (13:8). Spätestens mit dem Triumph im „keltischen Derby“ gegen ambitionierte Schotten hat der Vortrag nun eine beeindruckende Dynamik und Wucht erreicht. Schottlands Captain James Ritchie, der früh wegen einer Verletzung passen musste, sprach vom besten irischen Team, dem er je auf dem Feld begegnet sei. Tatsächlich bissen sich seine Mitspieler an der zähen Abwehrreihe regelmäßig die Zähne aus, konnten einmal einen Angriff über 18 Phasen hinweg nicht einen Versuch landen – und mussten ihrerseits schnelle, gewitzte Angriffe passieren lassen.

Es hatte also keine „celtic conspiracy“ stattgefunden, wie hier und da im Vorfeld gemunkelt wurde: eine Absprache über ein Resultat, das beide Teams auf Kosten der Südafrikaner weitergebracht hätte. Dafür entfaltete sich auf den Rängen ein Volksfest für grob geschätzt über 50.000 aus Irland angereiste Fans. Die „Green Army“ sorgte im weiten Rund für Gänsehaut, als sie nach Abpfiff das Traditional „Wild Rover“ sowie manchen Popsong von der Insel notensicher intonierte. Darunter den fast dreißig Jahre alten Hit „Zombie“ der Cranberries, der sich eigentlich auf horrende Ereignisse während der bürgerkriegsähnlichen „Troubles“ in beiden Teilen Irlands und den irischen Osteraufstand von 1916 gegen die britische Herrschaft bezieht.

Nicht alle Ohrenzeugen finden, dass so ein Song für die kollektive Euphorie bei einer Sportveranstaltung benutzt werden sollte; das zeigen einige Reaktionen, die bereits nach dem ähnlich gefeierten Sieg über Südafrika in sozialen Medien kursierten. Für jene ersten, besonderen Momente aber hielten es die irischen Fans am Samstag eher mit dem ehemaligen Nationalspieler Shane Byrne, der im TV schlicht befand: „Manchmal ist eine gute Melodie einfach nur eine gute Melodie.“

Andy Farrell wiederum wollte sich gar nicht erst in diese sehr irische Debatte einmischen. Der englische Chefcoach, der so viele Details am Spiel optimiert hat, beschränkte sich nach dem 17. Sieg seiner Mannschaft in Serie darauf, den Zusammenhalt mit den Fans als Erfolgsfaktor zu beschwören: „Wir wissen jetzt, dass wir das nicht nur für uns tun, wenn wir am Montag zum Training erscheinen.“

Das beste Rugby soll an diesem Samstag aber noch nicht gespielt worden sein, betonte Farrell dann noch. Das ist auch wieder so eine Botschaft, die in alle Richtungen zielt. Nämlich in die eigene Gruppe hinein wie in die Auswahl der „All Blacks“ aus Neuseeland, der dreimaligen Weltmeister, die kommenden Samstag der Gegner im Viertelfinale sind. Die hat Farrells Team in den letzten vier Begegnungen dreimal bezwingen können – nur eben nie an der Schwelle zum Halbfinale.

Im Spielrausch nach Paris

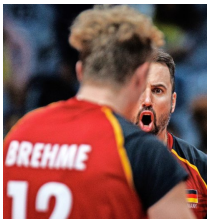
Olympia-Teilnahme für Volleyballspieler sicher

FRANKFURT. Ein langfristiger Plan zahlt sich eben doch aus – und das Vertrauen in die eigene Stärke, selbst wenn Rückschläge auf dem Weg dagegen sprechen. Schließlich helfen auch die richtigen Vorbilder, um den Mut nicht zu verlieren. Die deutschen Volleyball-Männer haben ihre Trilogie der selbsterfüllenden Prophezeiung mit Leben gefüllt und sich in einer einzigartigen Kampagne die Teilnahme an den Olympischen Spielen in Paris 2024 gesichert.

Beim Qualifikationsturnier in Rio de Janeiro setzte sich das Außenseiter-Team von Bundestrainer Michal Winiarski gegen höher eingeschätzte Konkurrenten durch. Dank eines klaren Konzepts und großem Kampfgeist kam es in einen Spielrausch und erreichte mit sechs Siegen in sechs Spielen schon vor dem abschließenden Match gegen die Ukraine am Sonntagabend (22 Uhr) das magische Ziel Olympia.

„Man sollte nie aufhören, an seine Träume zu glauben“, sagte der Angreifer Georg Grozer nach dem souveränen 3:0-Sieg gegen Qatar am späten Samstagabend, mit dem die letzte Ungewissheit beseitigt wurde. Anschließend musste der sonst so coole Starspieler mit den Tränen kämpfen, weil ihn seine Gefühle übermannten: „Ich könnte jede Sekunde losheulen“, bekannte der kampferprobte Zwei-Meter-Mann: „Ich kann das noch nicht begreifen.“

Der 38-Jährige Grozer avancierte mit seiner Angriffswucht zum überragenden Spieler des Turniers – doch an seiner Seite wuchsen auch die übrigen Spieler des deutschen Teams über sich hinaus. Zwar legte Winiarski Wert darauf, dass er auf 14 ebenbürtige Spieler im Kader zugreifen kann – dies änderte aber nichts daran, dass er zumeist seiner Stamm-Sieben vertraute. Vor allem die beiden der Bundesliga



Georg Grozer Foto Picture Alliance

entwachsenen und im italienischen Modena gereiften Mittelblocker Anton Brehme und Tobias Krick stachen heraus, bildeten sie doch einen schier unüberwindlichen Wall am Netz und punkteten zuverlässig. Auf der Annahme/Außen-Position zeigten Ruben Schott und Moritz Reichert ihre internationale Klasse, zudem fegte Libero Julian Zenger alles auf, was kam. Und selbst als Kapitän Lukas Kampa wegen einer Wadenverletzung als Zuspieler ausfiel, schwächte das die Gesamtleistung des Teams nicht – denn der Berliner Johannes Tille führte das Team ebenso zielführend. „Wir waren eins“, betonte Grozer, der keine Sonderstellung für sich beansprucht.

Es spricht für die Klasse der deutschen Mannschaft, dass sie in ihrer Fokussierung auch dann nicht nachließ, als die Hauptarbeit geschafft war. Die beiden 3:1-Siege gegen Gastgeber Brasilien und Weltmeister Italien waren maßgeblich für den Olympia-Coup. Doch sie wären nichts Wert gewesen, hätten Grozer und Co. zuvor nicht schon gegen Iran und Kuba 3:1 gewonnen – und vor allem, wenn sie danach in den vermeintlich leichteren Partien gegen Tschechien (3:0) und Qatar nicht nachgelegt hätten.

In Rio funktionierte nun endlich, was in den Monaten zuvor stets angekündigt, aber noch nicht umgesetzt werden konnte. Erst hatten die deutschen Männer trotz hoher Ziele das Finalturnier der Nations League verpasst, dann waren sie bei der EM bereits im Achtelfinale ausgeschieden. Es sei manchmal „ein bisschen verrückt und paradox im Sport“, erklärte Kampa nun in seiner Analyse: „Dass man doch einen langen Anlauf braucht, um das abzurufen, was man sich eigentlich schon für den Beginn des Sommers vorgenommen hat.“

Neben Grozer und Libero Denys Kaliberda hat Kampa als Einziger im Team bereits Olympia-Erfahrung: 2012 wurden die deutschen Volleyballspieler Fünfter. Und Kampa war es auch, der nie den Glauben an das aktuelle Team verlor – nicht zuletzt als er Skeptiker mit der Gegenfrage konfrontierte: „Wie wahrscheinlich war es, dass die deutschen Basketballer Weltmeister werden?“ Sie wurden es. Und nun sind schon zwei deutsche Teams in den großen Spielsportarten bei Olympia dabei. ACHIM DREIS

In Kürze

Dauser gewinnt WM-Gold

Kunstturner Lukas Dauser hat am Barren bei den Weltmeisterschaften in Antwerpen die Goldmedaille gewonnen. Der Olympia-Zweite siegte vor dem Chinesen Shi Cong und Kaito Sugimoto aus Japan. Der favorisierte Unterhachinger, der bereits unter der Woche dreimal die höchste Note in der Barren-Konkurrenz erturnt hatte, setzte sich mit 15,400 Punkten wieder entscheidend von seinen Rivalen ab. sid

Kenianer bricht Weltrekord

Kelvin Kiptum hat den Chicago-Marathon in Weltrekord-Zeit gewonnen. Der 23-jährige Kenianer siegte am Sonntag in 2:00:35 Stunden. Als erster Mensch lief er bei einem offiziellen Marathon deutlich unter 2:01:00 Stunden. Der bisherige Weltrekordhalter Eliud Kipchoge hatte im vergangenen Jahr in Berlin 2:01:09 Stunden für die 42,195 Kilometer lange Strecke benötigt. In diesem Jahr siegte Kipchoge in Berlin wieder, blieb dabei aber unter seiner Spitzenzeit dpa

Handballspiel in Tel Aviv?

Das für Samstag geplante EM-Qualifikationsspiel der deutschen Handballerinnen in Tel Aviv steht wegen des überraschenden Großangriffs der radikalislamischen Palästinensergruppe Hamas auf Israel zur Diskussion. Der Deutsche Handballbund stehe in engem Kontakt mit dem europäischen Verband EHF, dem israelischen Handball-Verband und dem Auswärtigen Amt, wie der DHB am Sonntag mitteilte. dpa

Attacke auf die Barrieren

Die siebenmalige Weltmeisterin Amanda Serrano stellt die etablierten Zeitintervalle im Frauenboxen in Frage

BOCHUM. Dass sie Grenzen verschieben und damit neue Möglichkeiten für ihren Sport schaffen kann, weiß man nicht erst seit heute über Amanda Serrano. Die auf Puerto Rico geborene Boxerin aus Brooklyn hat in 15 Profijahren WM-Titel in sieben Gewichtsklassen erobern können – eine einmalige Rekordmarke. Außerdem stieg sie mit ihrer irischen Rivalin Katie Taylor im April letzten Jahres zum ersten Hauptkampf zweier Frauen im geschichtsträchtigen Madison Square Garden in den Ring. Was im Rückblick schwerer für sie wog als die Tatsache, dass nur einer von drei Punktrichtern sie am Ende von zehn rasanten Runden um die Leichtgewichtsgürtel aller vier etablierten Verbände vorne sah: Den wichtigsten Sieg hatte an diesem denkwürdigen Abend sowieso das Frauenboxen davongetragen.

Nun aber will die 34-jährige Vorreiterin tatsächlich den Rahmen sprengen. Sie hat im Anlauf zu ihrem 49. Ringduell (45 Siege, ein Unentschieden, zwei Niederlagen), das am 27. Oktober in einem Hotel in Orlando, Florida, steigen wird, das Zeitmaß heraufsetzen lassen. Nicht mehr über zehn, sondern über zwölf Runden wird sie ihre komplette Gürtelsammlung im Federgewicht gegen Danila Ramos, Pflichtherausforderin der World Boxing Organization (WBO) aus Brasilien, aufs Spiel setzen. Und jede dieser Runden ist dann nicht wie bisher üblich nach zwei, sondern erst nach drei Minuten vorbei. Exakt so wie im Kosmos der männlichen Profis, von denen sich die selbstbewusste Vorreiterin nicht länger unterscheiden will.

„In diesem Kampf geht es um mehr als ein paar Gürtel“, erklärte die auch in den Mixed Martial Arts erfahrene Athletin, die sich „The Real Deal“ nennen lässt, bereits im September. Und sprach von der zäh geführten Kampagne, die sie seit Längerem mit anderen Frauen führe, um „die gleiche Bezahlung, den gleichen Respekt und die gleiche Anerkennung im Boxen“ wie die männlichen Kollegen zu bekommen. Vor dem Hintergrund ist die Erweiterung der Wettbewerbsdistanz für sie ein unabdingbarer Schritt. „Wir werden der Welt beweisen, dass wir im Ring genauso mutig, dynamisch und fähig sind wie Männer, wenn nicht sogar mehr“, so Serrano.

Damit nimmt eine Debatte neue Fahrt auf, die schon länger vor sich hin schwelt. Seit den Zeiten von Christy Martin, Lucia Rijker und Regina Halmich gilt das kürzere Zeitmaß als Vorsorge zum Schutz aller Sportlerinnen – ähnlich wie etwa im Damentennis, wo selbst Grand-Slam-Titel durch lediglich zwei gewonnene Sätze entschieden werden. Protest gegen solche Sonderformate, die auch als Bevormundung aufgefasst werden können, hat sich immer wieder manifestiert. So wie Anfang 2007, als die US-Boxerin Layla McCarter für zwei Kämpfe in Las Vegas bewusst die Distanz von zwölf Runden à drei Minuten wählte – auch wenn sie sich ihrer Widersacherinnen im Ring jeweils vorher entledigte. Oder im November Ende 2019, als eine Interim-WM im Fliegengewicht (Estrada vs. Esparza) in Vegas über zehn Durchgänge von drei Minuten Länge angesetzt war.

Mit Serrano, einer der profiliertesten Boxerinnen weltweit, erhält die Forderung, die Zeiten anzugleichen, nun ein neues Maß an öffentlichem Interesse. Dem arrivierten Promoter Bob Arum zufolge ist sie sogar unabdingbare Voraussetzung, um den Bekanntheitsgrad des Sports signifikant zu erhöhen. „Wenn ich Dreiminutenrunden bekommen könnte, würde ich eine ganze Reihe von Frauen unter Vertrag nehmen“, bedauerte der betagte Impresario, der einst Lucia Rijker zum Star aufbaute, vor zwei Jahren. Die Chancen, dass sich zwischen den Seilen mehr Action und Drama entfalten, stiegen dadurch wohl tatsächlich – aber mit ihnen auch die immanenten Risiken, wie Skeptiker und manche Mediziner lauthals vermuten.

So legte sich Mauricio Sulaimán, Präsident des World Boxing Council (WBC), schon vor Längerem fest: Erst wenn neuere, wissenschaftliche Erkenntnisse dies rechtfertigten, werde man über eine andere Kampfdistanz für weibliche Profis nachdenken. Folgerichtig hat seine Organisation dem WM-Kampf zwischen Serrano und Ramos die offizielle Sanktion verweigert. Anders als die zuständige Boxkommission von Florida, die den Eventveranstaltern ihre Aufsicht für den Boxabend im Caribe Royal Resort in Orlando fest zugesagt hatte. Und wohl auch im Gegensatz zu den drei mit dem WBC konkurrierenden Weltverbänden, die bislang keine Einwände geltend machen wollten.

Um so mehr sehen sich Amanda Serrano und ihre 38-jährige, deutlich geringer eingeschätzte Herausforderin Danila Ramos (12 Siege, zwei Niederlagen) kurz vor ihrem markanten Ringduell gleichzeitig als Gegnerinnen und Verbündete im Geiste. „Wir werden die Barrieren einstürzen, so wie wir Frauen es seit Jahren tun wollten“, sagt Danila Ramos. Und: „Wir werden in die Geschichte eingehen.“ BERTRAM JOB

Mehr als nur Gürtel gewinnen: *Amanda Serrano (rechts)* Foto Picture Alliance

© Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt. Alle Rechte vorbehalten. Zur Verfügung gestellt vom Frankfurter Allgemeine Archiv